

# Gemeinnützige Blätter

Belehrung und Unterhaltung.

XXXIV. Jahrgang.

N<sup>o</sup>. 9.

Donnerstag, den 1. Februar

1844.

## Literatur.

A' vallás 's gyógyászat kölcsönös viszonyaikban. Irta Guggenberger Károly orvos-tudor 's szemézt-mester. 1844. Pesten, nyomt. Trattner-Károlyi belüivel. 79 S. Mediant-Octav auf Velinpapier elegant gedruckt.

Diese Schrift — Ihrer k. k. Hoheit, der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Maria Dorothea ehrfurchtsvoll gewidmet — behandelt einen sehr interessanten Gegenstand. Religion und Arzneiwissenschaft waren von jeher im innigsten Bunde. In den grauen Zeiten der fernen Vorkwelt waren die Priester auch Aerzte, bei vielen Völkern sind sie es jetzt noch. Ja auch bei den gebildeten Völkern sind sie nicht so ganz getrennt, wie es auf den ersten Anblick erscheint. Wir wollen nicht daran erinnern, daß so mancher Seelsorger auf dem Lande in der That zugleich der leibliche Arzt seiner Gemeinde ist, sondern nur daran, daß auch den Seelsorger, eben so wie den Arzt, seine Pflicht an das Krankenbett ruft, und daß der geistliche Zuspruch und die geistliche Pflege durch Erhebung und Stärkung des Gemüths oft wenigstens eben so viel zur Genesung des Leidenden beitragen, als die ärztliche Pflege mit ihren Heilmitteln. Und wie oft ist nicht der ursprüngliche Sitz der Krankheit im Gemüthe! Es ist ja bekannt, in welch' innigem Zusammenhange Seele und Leib stehen und wie mächtig eins auf's andere wirkt. Hievon geht auch der Verf. dieser Schrift aus, der im ersten Abschnitt derselben von den vielfachen wichtigen Vortheilen spricht, welche die Arzneikunde der Religion zu verdanken hat; im zweiten von den wesentlichen nützlichsten Diensten, welche die Arzneikunde der Religion leisten kann; und im Anhang von den Pflichten, welche die Religion dem Arzte vorschreibt. Ueber all' diese Gegenstände läßt sich der Verfasser, der auch in dem kleinen Werkchen einen reichen Schatz wissenschaftlicher Bildung und Belesenheit an den Tag legt, in einer klaren und würdigen Sprache vernehmen. Die äußere Ausstattung verdient gleichfalls alles Lob.

## Auszeichnung des „alten Paulus“ zu Heidelberg.

Heidelberg. Montag den 8. Jänner, Abends ward hier ein Ständchen gefeiert, dem in vielfacher Beziehung kaum ein anderes von denen zu vergleichen ist, welche seit langer Zeit hierorts dargebracht wurden. Dieses galt dem furchtlosen Streiter für Recht und Wahrheit, dem edlen Menschen, der sich in allen Stürmen des Lebens gleich geblieben, dem Manne des Volks, das seine wackeren Vorkämpfer zu ehren weiß und dankbar anerkennt alle die großen Geister, welche die Sache der Freiheit, seine Sache, führen, dem Manne, der immer jung ist, wie die Wahrheit, dem deutschen Manne — Herrn geheimen Kirchenrath Paulus. Es war der reine Ausdruck der Liebe und Achtung der Bewohner Heidelbergs aus allen Ständen gegen den ehrwürdigen Bürger hiesiger Stadt und Universität, ohne weitere specielle Beziehung, eine Achtung, die er von jeher im vollsten Maße genoß, und die in der neuesten Zeit noch möglichst erhöht ward. Die Anzahl der Theilnehmer war unübersehlich und füllte selbst die benachbarten Straßen noch dicht an. Harmonische Gefänge, Instrumentalmusik und Reden wechselten mit einander ab. Unter Anderm wurde dem Gefeierten von drei Bürgern folgendes Gedicht überreicht, das einen ehemaligen Schüler und großen Verehrer seines Lehrers, einen Pfarrer in der Nähe Heidelbergs, zum Verfasser hat, und ursprünglich für den Geburtstag bestimmt war.

## Der alte Riese.

Riesenwiegenlieder singen wir zum Jahrebring  
Dir, den, wo nicht todt, doch kindisch gern die Feinde hätten,  
„Er, der halb ja schon im Grabe, bete doch und sing'  
„Jego hüßend; solches könnte noch allein ihn retten;  
„Ist ja doch das Leben eitel, höchstens achtzig währt es!“  
Antwort gibst Du derb, zerschlägst der Eitelkeit den Kopf!  
„Kommet zum Kampfe denn Schamanen, wer von euch be-  
geht es?“  
Krachend fährt in Stücke da ein neuer Zaubertopf.  
„Hilse! Hilse! Mörder, Diebe! Der hat mir gestohlen.  
„hängt ihn, straft ihn doch, Gerichte, meinen argen Feind!“  
Sänderingend ruf's der Zaub'rer, pustet in die Kohlen,

Die kein Kopf nun mehr zum alten Wunderglanz vereint.  
 Doch mit starker Hand verstreuest Du des Topfes Inhalt:  
 „Schellen find's und Klittergold und frommer Klingelklang,  
 „Was dem armen Volk für weisheitsvollen tiefen Sinn galt;  
 „Galtet doch nicht für Drakel solchen Singelbang!“  
 Heil Dir, starker, greiser Niese mit dem Flammenschwert!  
 Jugendthaten drängt im Lichte Dich der Geist zu thun.  
 Bleibe lang noch jung! zerbrich noch manche Zaubergerste!  
 Niesenwiegenlieder höre, wenn die Schwachen ruhn. —

Der 83-jährige Greis richtete Tags darauf ein Schreiben an Hrn. Bürgermeister Winter, worin es heißt: „Liebe, thätige Liebe ist allerdings für den Menschen, den Christen, den Bürger das Höchste. Möge dieß Allen das Morgen- und Abendlied des Lebens sein, damit, bald oder spät, bei der für Alle bevorstehenden Umänderungen in eine sich anders gestaltende Lebensthätigkeit es auch der froh hoffende Swanengesang jedes Scheidenden sein könne. Aber Liebe soll nicht in eine unbedachtsame träge Nachgiebigkeit, in eine allem Unrichtigen und Trügerischen förderliche, dienstbare Toleranz ausarten. Auch dieß ist der Liebe Pflicht, einander wohlwollend durch das Licht der Gründe insbesondere und öffentlich das Unrichtige aufzuklären. Auch das Beste, die Liebe, kann als ein einschläferndes Opium für die Knechtschaft des Irrthums und absolutistischen Selbstsucht gemißbraucht werden. Gegen den Ueberreiz des schwächenden Opiums will selbst der Kaiser von China sein „Reich der himmlischen Mitte“ kämpfend sichern. Das Wirkfamste gegen die geistigen Opiate ist, wenn die Musik der Geister, das vielstimmige, vielklingende, in Jedem wiederklingende Nachdenken, das Resonirende der Reason oder Nationalität, alle Saiten der verschiedensten Gemüther bewegt.“ u.

### Die Körperübungen aus dem Gesichtspunkte der Nationalöconomie.

Unter obigem Titel hat Wolfgang Menzel in der deutschen Vierteljahrschrift, Oct. bis Decem. 1843, das Turnwesen von einem neuen Standpunkte aus beleuchtet. Er nimmt keinen Anstand, das körperliche Wohlssein und die körperliche Kraft für das wichtigste, für das eigentliche Grundcapital eines Volkes zu erklären. Er weist nach, wie es gekommen ist, daß dieses Capital heutzutage nicht mehr so groß ist, wie ehemals, und zählt folgende Ursachen dafür auf: 1) den Verlust einiger Mill. der kräftigsten und auserlesenen Männer in den Kriegen von 1792 bis 1815; 2) die Fortschritte der Arzneiwissenschaft. (Kuhpocken-Impfung), wodurch der Gesellschaft viele schwächliche Individuen erhalten werden; 3) die Zunahme der städtischen Bevölkerungen; 4) schlechte Wohnung und körperliche Verkümmern der armen Classen; 5) Mißheirathen und leichtsinnige Ehen; 6) Ekellosigkeit besserer productionsfähiger Individuen; 7) Luxus

und Genussucht; 8) überhand nehmende Zucht- und Sittenlosigkeit; 9) Auslockerung der frommen Familieneintracht; 10) zu vieles Eitzen der Schuljugend und jugendlicher Fabrikarbeiter; 11) Mißverhältniß der Ernährung; 12) Mangel an gesunder Bewegung in freier Luft bei vielen Classen der Gesellschaft. — So wie nun für die verschiedensten Staatszwecke Behörden bestehen, sollte vor allen Dingen auf durchgreifende Weise auch für die Erhaltung des Gesundheits- und Kräftecapitals Sorge getragen werden. Menzel zweifelt indeß, daß hier eine radicale Abhilfe geboten werden dürfte, da die herrschende Schwäche und Corruption (Branntweinpest) mit dem Pauperismus innig zusammenhänge, dessen gründliche Beseitigung vorweg eine gänzliche Umgestaltung der socialen Ordnung erheische, welche nur auf dem Wege einer Krise erfolgen könne. Theilweise Abhilfe aber sei zu erwarten, wenn man sich vorerst darauf beschränke, in der Jugend das große Capital von Arbeits- und Wehrkraft, dessen der Staat zu seiner Erhaltung und zu seinem vermehrten Gedeihen bedarf, zu vergrößern. Deshalb Belehrung der Jugend über Gesundheitspflege, Beschränkung der Vielwisserei und des Vielstügens, keine Treibhausercziehung, kein übertriebenes Hocken der Kinder in Fabriken, allgemeine Einführung der Körperübungen in der Schule, und Verbindung derselben mit dem Wehrwesen.

### Erfindung.

In einer der letzten Versammlungen der Pariser Akademie der Wissenschaften legte Herr Clement ein von ihm erfundenes Instrument vor, um die Temperatur und Spannung des Dampfes in Kesseln von hohem und niederem Druck zu messen. Dieses Thermometer wurde von einer Commission untersucht, und zu diesem Behuf an Bord des „Voyageur“, eines Dampfschiffs von 80 Pferden Kraft, aufgestellt. Es befand sich auf dem Verdeck, und war mittelst eines kupfernen Rohrs in Verbindung mit dem Kessel gesetzt. Das Feuer wurde abwechselnd gesteigert und gedämpft, wobei die Wirkung des Instruments so regelmäßig war, daß es die kleinste Abwechslung der Temperatur andeutete. Dieses Instrument wird von besonderem Werth sein, und alle anderen bis jetzt bekannten Vorkehrungen übertreffen, wenn der Wasserstand im Kessel niedrig und die Platten glühend werden, ein Fall, der nur zu häufig eintritt, und immer mit großer Gefahr verbunden ist. Das Thermometer gibt die hohe Temperatur des erzeugten Dampfes an, bis dessen Spannung sich nicht mehr steigern kann. Endlich sieht die Commission in diesem Instrument die Mittel, die elastische Kraft des Dampfes und dessen Temperatur in jedem Augenblick kennen zu lernen.

### Die Marquise von Caraglio.

Im Jahre 1770 hatte ein neapolitanischer Adlicher, Namens Luzzi, seinen Aufenthalt zu Rom genommen. Seine Geburt, seine geistigen Eigenschaften, seine feinen Sitten und vorzüglich seine körperliche Schönheit hatten ihm gleich anfangs Zutritt in den ersten Häusern der Stadt verschafft. Unter Denjenigen, in welchen er die freundlichste Aufnahme gefunden hatte, war auch der Balast des Marquis von Caraglio, eines reichen, freigebigen u. den Freunden des Lebens sehr ergebenen Mannes.

Der Marquis hatte sich schon im zwanzigsten Jahre — er zählte jetzt sechsunddreißig — mit Julia de Staroli, die aus einer der ersten Familie Ravenna's stammte, verheirathet. Diese Ehe war, trotz der großen Verschiedenheit, welche in Hinsicht des Characters unter den beiden Gatten stattfand, eine sehr glückliche. In der That schien Julia in eben dem Maße, wie der Marquis für die geräuschvollen Freuden der Welt eingenommen war, die Ruhe und Zurückgezogenheit zu lieben. Der Geist und die Schönheit der Marquise von Caraglio würden ihr unter den ersten Damen Roms eine hohe Stellung verschafft haben, sie zog aber dem eiteln Glanz des socialen Lebens die Einsamkeit vor und hielt sich mit ihren Kindern und einigen Dienern zu Albano auf, einem Flecken, der einige Meilen von Rom entfernt liegt.

„Mein Herr,“ — sprach sie zu ihrem Gemahl — „Sie werden sich für mich mit amüsiren, ich hingegen will für Sie häuslich sein. Wenn Sie der Genüsse und Freuden des Lebens satt geworden sind, mögen Sie nach Albano kommen, wo Sie stets Herzen voll Liebe und Achtung für Sie finden.“

Der Marquis legte der Abreise seiner Gemahlin nur wenig Hindernisse in den Weg. Er liebte zwar Julia, aber die Strenge ihrer Sitten, ihr Abscheu, so zu sagen, gegen Alles, was einer Festlichkeit ähnelte, machte, daß er die Zurückziehen seiner Gemahlin als eine Vermehrung seiner Ungebundenheit betrachtete.

„Ich werde Sie häufig besuchen, Madame,“ — sprach der Marquis — „nicht bloß, um, wie Sie meinen, dem Strudel der Vergnügungen mich zu entziehen, sondern um bei Ihnen einige der Gedanken zu schöpfen, welche die Seele erfrischen und unmerklich wieder auf die rechte Bahn zurückführen.“

Julia schlug nun ihren Wohnsitz zu Albano auf und der Marquis blieb in seinem Palast zu Rom, indem er mehr denn je seinen Leidenschaften freies Spiel ließ.

Eines Abends kam der Marquis zu Albano an und sprach zu Julia:

„Madame, Sie sind stets gut und nachsichtig gegen mich gewesen, meine Fehler und Schwächen haben seit sechzehn Jahren Ihre Zärtlichkeit für mich nicht vermindert. Ich komme, um Ihnen etwas im Vertrauen mitzu-

theilen, und trage dabei um so weniger Bedenken, da Ihre Interessen bei der Sache theilhaftig sind.“

„Sprechen Sie, mein Herr,“ — antwortete die Marquise.

— „Sie haben ohne Zweifel das Talent und die Schönheit der Signora Broggia rühmen hören.“

„Es ist die Sängerin, welche im St. Carlotheater und in der Scala so viel Aufsehen gemacht hat,“ — sprach die Marquise.

— „Ganz recht, seit sechs Wochen hält sich das reizende Wesen in Rom auf, und ich habe mich nebst einigen meiner Freunde, Luzzi, Ghigi, Borghese, beeilt, ihren Siegeswagen mit ziehen zu helfen. Ohne Eitelkeit sei es gesagt, ich glaube unter meinen Nebenbuhlern der am wenigsten Geäfte zu sein.“

„Mein Herr,“ — unterbrach Julia ihn mit Würde — „ersparen Sie mir das Nähere über Dinge, welche mich nur schmerzlich berühren können.“

— „Vergeben Sie mir,“ — erwiderte der Marquis — „aber ich wollte Sie nicht beleidigen. Ich lasse daher alle Umschweife bei Seite, und sage Ihnen, daß ich gestern sehr erstaunt war, am Halse der Broggia das kostbare Kreuz von Diamanten, das ich Ihnen vor sechzehn Jahren am Tage unserer Hochzeit geschenkt habe, glänzen zu sehen.“

Mit diesen Worten zog der Marquis aus seiner Tasche das mit kostbaren Steinen besetzte Kreuz hervor, welches beim Schein der Lichter wie das Labarum Constantin's des Großen glänzte.

Die Marquise ward bleich, ihre Augen schlossen sich, sie zitterte an allen Gliedern. Doch dauerte die heftige Bewegung nicht lange; Julia öffnete die Augen wieder, nahm mit zitternder Hand das schimmernde Juwel und sprach, indem sie mit ihren bleichen Lippen zu lächeln versuchte:

„Wohl ist es mein Hochzeitskreuz. Jetzt bitte ich Sie um Verzeihung, weil ich Ihnen den Verlust desselben verheimlicht habe... Dieses Pfand unserer Vereinnigung ist mir einige Tage vor meiner Abreise nach Albano gestohlen worden, und ich habe den Urheber des Diebstahls bis jetzt noch nicht entdecken können.“

— „Hastet denn Ihr Verdacht auf irgend Jemand Ihrer Bedienung?“

„Auf Niemand, mein Gemahl, auf Niemand. Jetzt aber wird es mir leicht sein, den Schuldigen zu entdecken. Ich reise mit nach Rom und unsere vereinten Anstrengungen werden den Dieb bald den Händen der Justiz überliefern.“

— „Wir wollen das Aufsehen eines gerichtlichen Verfahrens vermeiden, Madame. Das Kreuz gehört Ihnen, und wird Ihnen bleiben. Ich habe mit der Broggia ausgemacht, daß ich ihr ein ähnliches verfertigen lassen will.“

Es ist ein Verlust von einigen Tausend Thalern, was macht das! Ist es nicht besser dieß Opfer zu bringen, als der Unannehmlichkeit einer Proceedur sich aussetzen, welche endlos ist und keinen Zweck hat? Erlauben Sie mir vielmehr, Madame, mich eines Ereignisses wegen zu freuen, welches mich in den Stand setzt, zum zweiten Male Ihnen das Emblem ihrer Tugenden zu überreichen.“  
(Schluß folgt.)

### Miscellen.

Einem officiellen Berichte des Gouverneurs von Palermo zufolge, beträgt die Zahl der in der glühenden Lava des Aetna verunglückten Personen 143. Unter ihnen befanden sich mehrere Fremde, größtentheils Engländer. Der Verlust an Vieh und Weinreben, Saaten und Fruchtbäume ist auf 1½ Millionen Ducati angeschlagen. — Aus Glasgow wird gemeldet, daß die dortige freie Kirche den Dr. Cunnigham und den Dr. Burns nach Amerika gesandt hat, um dort Fonds für die freie schottische Kirche zu sammeln. — In einem Dorfe im Königreiche Asturien ist ein Mann gestorben, der das Alter von 119 Jahren erreichte. — Mehrere Journale machen die völlig gerechtfertigte Bemerkung, daß die Todesfälle durch Schlagflüsse in diesem Jahre ungleich häufiger sind als sonst; man will dieß in der so sehr gelinden Temperatur dieses Winters suchen. — Aus den gebirgigen franz. Departements, namentlich aus den Ardennen und von den Pyrenäen her, meldet man, daß die Zahl der Wölfe in diesem Jahre außerordentlich groß sei. — Toulouse, 7. Jänner. Eine Giraffe, welche hier durch nach Paris transportirt werden sollte, ist hier erkrankt und gestorben. Unser Maire hat den Leichnam für 3000 Fr. gekauft; die Haut soll ausgestopft und im hiesigen naturhistorischen Museum aufgestellt werden. — Petersburg: Die Zahl der in diesem Jahre über Kronstadt eingeführten Bouteillen Champagner beträgt 536,250. — Mehrere englische Blätter „Mining-Journal“ und „Railway-Times“ enthalten in ihren letzten Nummern ausführliche Mittheilungen über „Schienen von Holz“ und eine „neue Art Eisenbahnräder.“ Beide Blätter bezeichnen solche als eine wichtige Eisenbahn-Vervollkommnung, und begründen dieß auf die bereits damit gemachten Versuche, welche Ansicht auch in Frankreich gewurzelt zu haben scheint, indem das Journal „Le Chemin de Fer“ diese Neuerungen unter der Rubrik: „Ein wahres Geschenk für Eisenbahnen“ einführt. — Ein Brief aus Cayenne meldet, daß dort die Influenza in einem erschreckenden Grade herrsche, und namentlich unter der schwarzen Bevölkerung und den bejahrteren Personen viele Todesfälle verursache. Unter den Verstorbenen befindet

sich auch ein Hr. Geneffe, der wunderliche Schicksale gehabt hat. Er war ehemals Page bei Ludwig XV., diente später unter Lafayette in Amerika, und brachte den Rest seines Lebens in Cayenne zu. Er ist 88 Jahr alt geworden. — Eine alte Dame, Mad. de Bernard, welche jüngst verstorben, hat sieben Testamente hinterlassen. In dem einen vermacht sie ihrer Rake eine Rente von 100 Francs, die jedoch nur auf ein Certificat ihres Lebens ausgezahlt werden können. Doch der Notar weigert sich diesen Act auszuführen, als die Würde seines Standes herabsetzend. — London, 6. Jänner. Die Gesamtzahl unserer Kriegsschiffe beträgt jetzt 609, worunter 98 Linienschiffe, 102 Fregatten, 172 Corvetten, Briggs und Schooner und 111 Dampfschiffe sich befinden; von letzteren sind 77 in Dienstthätigkeit und 16 im Bau begriffen. — Die württembergische Regierung hat jüngst der Juden-Gemeinde in Bonnseld zur Herstellung ihres Schullokalen einen namhaften Beitrag aus der Staatscasse bewilligt, nach dem Grundsatz, daß alle Angehörigen des Staates an seinen Wohlthaten, wie an seinen Lasten gleichen Antheil haben sollen. — Ueber die neulich erwähnte erste öffentliche Verhandlung eines Criminalfalls in Ellwangen bemerkt der „Schwäbische Mercur“, daß man dabei die Ueberzeugung gewann, wie die Doffentlichkeit sowohl für den Angeeschuldigten, als den Richter beruhigend sei. Die Feinde, so wie die Freunde der noch so sehr beschränkten Doffentlichkeit waren überrascht: erstere konnten sich von ihrem Vorurtheil genügend unterrichten, letztere schöpften die Hoffnung, daß dieß Verfahren bald die unbeschränkte Doffentlichkeit herbeiführen werde. — Auf der Universität zu Königsberg, meldet die „Didaskalia“, hat der Prof. der Eloquenz zur Feier des neulich stattgehabten Geburtsfestes des Königs einen lateinischen Vortrag über die „Mythologie des Momus u. Moetus“ gehalten. Die Universität Abdera hat, wie man hört, auf die Ausmittelung des Zusammenhanges zwischen dieser Rede und der Feier jenes Tages einen Doctor-Hut als Preis ausgesetzt.“

### Aussaat und Ernte.

Auf einem Feld, das an die Seine stieß,  
Naweit der Königsstadt Paris,  
Sah man den frohen Landmann geh'n,  
Und Erbsen in die Furchen sä'n.  
Nicht lange währts, dan kommt er wieder her,  
Des Fleißes Früchte anzuschauen,  
Und sieht von Ferne schon — o Grauen! —  
Ein Schweizer Bataillon mit bligendem Gewehr  
Rechts, links und gradaus manövriren,  
Und stampfend übers Feld marschiren.  
„Ach — klagt der Mann — ich sä'te Erbsen drauf,  
Und wunderbar! — es gingen Schweizer auf!“